

„Wie Bürgerengagement die Elbphilharmonie möglich machte“

Vortrag für „Aufbruch Stuttgart“ am 18.12.17 im Hospitalhof, Stuttgart

Guten Abend, sehr geehrte Damen und Herren,

zunächst gilt mein Dank dem Verein „Aufbruch Stuttgart“ für die Einladung, zum Thema „Wie Bürgerengagement die Elbphilharmonie möglich machte“ zu sprechen.

Wie Sie sich denken können, werden meine Frau Jana Marko und ich regelmäßig gefragt, wie wir bloß auf die verrückte Idee gekommen sind, an der Spitze dieser Landzunge im Hamburger Hafen auf dem von Werner Kallmorgen in den Sechziger Jahren errichteten Kaispeicher A ein neues Konzerthaus zu errichten, und wie es gelingen konnte, den Hamburger Senat davon zu überzeugen, ein so komplexes und gewagtes Projekt tatsächlich in Angriff zu nehmen.

Um diese Fragen beantworten zu können, muß ich etwas ausholen und an eine mehrere Jahre zurückliegende, ernüchternde Erfahrung anknüpfen: als Projektmanager und Mitinvestor des in unmittelbarer Nachbarschaft zur Elbphilharmonie gelegenen Hanseatic Trade Centers, musste ich Anfang der Neunziger Jahre zusammen mit meinen damaligen Partnern erleben, dass die Stadt keinerlei Interesse an einer lebendigen, multifunktionalen Stadterweiterung zeigte. Im Wettbewerb um den Zuschlag städtischer Grundstücke galt damals das Höchstgebotsprinzip: „Wer am meisten zahlte, kam zum Zug“. Was bedeutete, dass ausschließlich Büros und davon noch zuviele gebaut wurden. Im Hinblick auf eine komplexe, vorausschauende Stadtentwicklung, die sich fragt, was Städte lebenswert macht, ein wenig Nachhaltigkeit verheissender Ansatz.

Der damalige Erste Bürgermeister Hamburgs, Henning Voscherau, hatte 1997 das Projekt der HafenCity aus der Taufe gehoben. Dadurch wurden ca. 150 Hektar nördlich der Elbe, die früher durch ihre Hafennutzung und ihren Freihafenstatus geprägt waren, wieder für die Stadtentwicklung verfügbar.

Der Anfang 2000 verabschiedete Masterplan für die HafenCity versprach Besserung, denn er sah über weite Strecken eine sinnvolle Durchmischung von Nutzungen vor. Dass der Kaispeicher A, also der jetzige Sockel der Elbphilharmonie, im Masterplan für eine „Sondernutzung Kultur/ oder Einzelhandel/ oder Freizeit/ oder Dienstleistungen“ vorgesehen war, versprach, die Fehlentwicklung einer reinen Büronutzung im Hanseatic Trade Center zumindest teilweise zu heilen.

Entsprechend groß war allerdings die Irritation, als der Kaispeicher A gleich zu Beginn der HafenCity-Entwicklung Investoren für eine reine Büronutzung, dem sog. „MediaCityPort“, anhandgegeben wurde. Es drohte die typische Wiederholung von Fehlern der Vergangenheit an historisch und geographisch exponierter Stelle der Stadt.

Anfangs wurde öffentlich verkündet, der als denkmalschutzwürdig erkannte (aber wie bei städtischen Grundstücken in Hamburg üblich: nicht unter Denkmalschutz gestellte) Kaispeicher A könne in ein Bürohaus umgewandelt werden. Dabei musste jedem Baukundigen klar sein, dass dieser aufgrund seiner geschlossenen Backsteinfassade, seiner Gebäudetiefe und seiner großen Geschoßhöhen für eine tageslichtabhängige und wirtschaftliche Büronutzung nicht geeignet war.

Prompt folgte einige Monate später der Antrag auf Totalabriß, dem die Stadt ebenso prompt stattgab. Das brachte uns auf: dieser wichtige Teil der Hamburgischen Geschichte, dieses Symbol für den Wiederaufbau des Hafens nach den Verwüstungen des Zweiten Weltkrieges, verdiente es, erhalten zu bleiben. Schon der Vorgängerbau mit seinem roten Zeitball auf der Turmspitze, dessen Herabfallen die Mittagszeit ankündigte, hatte die Wichtigkeit dieses Standortes im Hafen nicht nur durch eine imposante, alle Nachbarbauten an Höhe und Anspruch überragende Architektur betont, sondern auch in seinem Namen „Kaispeicher“ widergespiegelt.

An dessen Stelle nun ein banaler Bürobau? So wurden wir in einem Akt zivilen Ungehorsams im März 2001 die Initiatoren der Ebphilharmonie.

Auf der Suche nach einer lichtscheuen Nutzung, die den Erhalt des Kaispeichers ermöglichen würde, wurde unsere Kenntnis, dass Hamburg im Zweiten Weltkrieg unter anderem auch zwei große Konzertsäle verloren hatte, schließlich richtungsweisend.

Hier bot sich endlich die Gelegenheit, Verluste zu heilen, die nach dem Krieg nie kompensiert worden waren und gleichzeitig, einen wichtigen städtebaulichen Impuls zu geben, der nicht nur dem neuen Stadtteil, sondern der ganzen Stadt Energie zuführen würde.

Ich denke, wir sind wahrscheinlich einer Meinung: Stadterweiterungen in der Größenordnung einer HafenCity sollten mit Investitionen in sozialer und kultureller Infrastruktur angeschoben werden. Das ist nicht „auf unserem Mist“ gewachsen, aber leider in Vergessenheit geraten. Früher, ich meine noch in der zweiten Hälfte des Neunzehnten Jahrhunderts, war -wie vielen von Ihnen bewußt sein dürfte- es tatsächlich

gang und gäbe gewesen, neue, geplante Stadterweiterungen mit dem Bau von Kultur-einrichtungen einzuleiten.

In Amsterdam, um ein besonders eindrückliches Beispiel zu nennen, wurden um die 1880er Jahre bei der städtebaulichen Entwicklung des heute als Museumsviertel bekannten neuen Stadtteils auf dem freien Feld vor der damaligen Stadt gleich drei große kulturelle Einrichtungen errichtet: das Rijksmuseum, das Stedelijk Museum und das „Concertgebouw“ genannte große Konzerthaus. Alles andere würde folgen. Im Falle des Concertgebouw erfolgte die Zuwegung und die Straßenbeleuchtung sogar so spät, dass man das neue Haus erst anderthalb Jahre nach seiner Fertigstellung einweihen konnte.

Diese Herangehensweise ging verloren. So schufen insbesondere nach 1945 die meisten Stadterweiterungen nicht nur monofunktionale Einöden, sondern meist auch gesichts- und geschichtslose Orte. Einer solchen sich abzeichnenden Entwicklung in der Hafencity wollten wir mit unserer Initiative einen Riegel vorschieben, indem wir darauf pochten, dass die Entwicklung des neuen Stadtteils mit einer wichtigen kulturellen Investition angeschoben werden sollte.

Da der Gewerbeimmobilienmarkt damals schwächelte und in der Folge das MediaCityPort-Projekt scheiterte, konnten wir korrigierend in die Stadtplanung eingreifen.

Mit dem konkreten Versprechen einer kulturellen Einrichtung von großer Strahlkraft sollte das Neubaugebiet gleich von Anbeginn massiv aufgewertet werden. Oder, um mit den Worten des Kunstwissenschaftlers Michael Mönninger zu sprechen: Es bot sich die Gelegenheit, Zitat: „eine vertrauensbildende Maßnahme für die sieben Milliarden Euro teure Rieseninvestition der Hafencity“ Zitatende zu schaffen. Im Klartext: die Wahrscheinlichkeit zu vergrößern, dass sich Investoren in großer Zahl und nachhaltig in der Hafencity engagieren würden.

Aber wie vorgehen? Wie überzeugt man eine Stadtverwaltung, dass zu tun, was sie anfangs strikt ablehnte?

Wir haben damals beschlossen, der Beantwortung dieser Fragen zwei Jahre zu widmen (aus denen dann fast vier Jahre wurden) und uns folgende Ziele gesetzt:

Wir wollten

- in die damals laufende Diskussion um die Entwicklung der HafenCity die Notwendigkeit einer kulturellen Initialzündung einbringen,
- wir hofften dabei auch mit etwas zusätzlichem Glück, den Impuls für den Bau eines in der HafenCity belegenen neuen Konzertsaals zu geben, um den kriegsbedingten Verlust an Musikinfrasturktur wettzumachen, und
- wenn man schon mal träumen darf- möglicherweise diesen Konzertsaal selber entwickeln und bauen.

Natürlich haben wir uns Richtlinien gesetzt und einen Verhaltenskodex erarbeitet, der als Matrix unseres Handelns dienen sollte:

***Vernetzung:** uns mit allen für uns erreichbaren und für die kulturelle Entwicklung der Stadt maßgeblichen Personen für diese gemeinsame Sache zu vernetzen und in diesem Kreis zum einen Sympathie für unser Anliegen aufzubauen, aber auch einen einflußreichen Kreis von Mitstreitern zu bilden. Dies bedingte auch, das Projekt ausschliesslich als Kultur- und nicht als Immobilienprojekt zu begreifen,

***Authentizität:** in eigener Person seine Anliegen zu vertreten, sozusagen auch sein Gesicht dafür hinzuhalten, sein „Schicksal“ ein Stück weit damit verbinden und nicht der Versuchung erliegen, über professionelle Dritte, wie PR-Agenturen und deren PR-Aktionen die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchen, und

***Glaubwürdigkeit durch Transparenz:** mit allen Beteiligten, Befürwortern und Gegnern gleichermassen offen zu kommunizieren und diese in die Prozesse miteinzubeziehen.

Es war zunächst eine eklatante Fehleinschätzung, die Verwaltung der Stadt in Gesprächen überzeugen zu können, dass der Standort des Kaispeichers A nach einer öffentlichen Nutzung verlange und nicht „weit unter Wert“ für eine Büronutzung verschwendet werden dürfe. Doch all das viele Papier, das wir über fast zwei Jahre produzierten und immer wieder bei den „Zuständigen“ kursieren liessen, bewegte sich bloß leise raschelnd auf der Stelle. So begriffen wir allmählich, das ein auf einem fundierten Vorentwurf basierendes „Bild“ her musste, um die Menschen emotional zu packen und zum Handeln zu bringen.

Auf der Basis zahlreicher Konzerthaus-Besuche in Deutschland und im europäischen Ausland, in deren Verlauf wir Freud und Leid so manch eines Intendanten mit den

Errungenschaften bzw. Unzulänglichkeiten ihrer Neubauten bzw. altehrwürdigen Konzerthäuser teilen konnten, machten wir uns mit Hilfe einiger Intendanten und technischen Direktoren daran, ein funktionales Raumprogramm zu entwickeln, das nach Möglichkeit besagte Unzulänglichkeiten vermeiden würde.

Dies diente den Architekten Herzog & de Meuron, die uns schon im Januar 2002 ihre Bereitschaft signalisiert hatten, mit uns zusammen zu arbeiten, als Grundlage für Ihre erste Projektstudie, die sie in enger Zusammenarbeit mit uns im Frühjahr 2003 erstellten.

Als uns deren Ergebnisse in Form von Plänen und einem Modell vorlagen, haben wir noch vor der Pressekonferenz am 26. Juni 2003 38 individuelle Projektpräsentationen durchgeführt, um weitere Meinungsmacher in der Stadt zu Mitstreitern und Fürsprechern zu machen. Dabei haben wir diese großenteils sogar zum Mittag- oder Abendessen bei uns zu Hause eingeladen, um die Vertraulichkeit der Gespräche zu betonen.

Wir arbeiteten mit einem gewissen Überraschungsmoment. Um Ihnen ein Bild zu geben: Wir sprachen als Erstes mit dem Leiter des Denkmalschutzamtes. Wir trafen uns mit seiner Vorgesetzten, der Kultursenatorin, die wenig später mit dem Gegenvorschlag aufwartete, einen neuen Konzertsaal in der HafenCity mit einem Aquarium zu verknüpfen, dem sogenannten „Aquadome“. (Es beanspruchte übrigens fast ein halbes Jahr, um diese Absurdität von „Bach und Butt“ aus dem Weg zu räumen...). Wir trafen andere Senatoren, einige Fraktionen der Hamburgischen Bürgerschaft, Kulturschaffende wie den damaligen Geschäftsführer der Hamburger Laeishalle, oder den Dirigenten Christoph von Dohnanyi, der uns sogleich an seinen Bruder, den früheren Ersten Bürgermeister Klaus von Dohnanyi weiterreichte. Wir trafen den damaligen Intendanten der Hamburgischen Staatsoper, Louwrens Langevoort, sowie den damaligen Generalmusikdirektor, Ingo Metzmacher (und später seine designierte Nachfolgerin Simone Young). Wir trafen den damaligen Bereichsleiter Klangkörper des Norddeutschen Rundfunks, Rolf Beck, sowie den Dirigenten Christoph Eschenbach. Wir trafen weiters den Architekturkritiker der „Zeit“, Manfred Sack, den Architekturhistoriker Prof. Hermann Hipp, die damaligen Vorsitzenden und Geschäftsführer der Hamburgischen Architektenkammer, alles mit dem Ziel, sie vorab über das Projekt zu informieren und sie -so unsere Hoffnung- dadurch zu Mitstreitern zu machen.

Wir trafen uns mit den verantwortlichen Journalisten des Feuilletons, regional und überregional. Ich denke, in diesen äußerst intensiven Wochen trafen wir manchmal sogar uns selbst.

Dies war alles nötig, denn, wer die Entwicklung der Elbphilharmonie genauer verfolgt hat, weiß, dass die Verantwortlichen für die Stadtplanung und für die Entwicklung der HafenCity strikt gegen das Vorhaben waren. So hieß es in einem Schreiben vom 02. Juni 2003: Zitat „Auch wenn ich Visionen im Zusammenhang mit der HafenCity schätze, die Idee einer Musikhalle im Kaispeicher A in Kombination mit einer Mantelbebauung gehört nicht dazu“ Zitatende. Und da unser Vorgehen Zitat „...weder zielführend noch vertretbar (sei)“ Zitatende, verweigerte man uns die Möglichkeit, das Vorhaben dort zu präsentieren, wo alle Bauten der HafenCity in einem Stadtmodell dargestellt sind, damit die stadträumlichen Bezüge besser erkennbar werden.

Der heutige Intendant des Konzerthauses Dortmund und designierte Leiter des Festspielhauses Baden-Baden, Benedikt Stampa, kam uns zu Hilfe: gegen den Widerstand der ihm vorgesetzten Kulturbehörde lud er uns ein, das Vorhaben in seinem damaligen Haus, der Laeishalle vorzustellen (übrigens der einzige große historische Konzertsaal Deutschlands aus der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, der den Zweiten Weltkrieg überlebt hat). Dadurch war auch gleich klargestellt, dass die Elbphilharmonie nicht in Konkurrenz zur Laeishalle stehen würde.

Selbst nachdem das Interesse an einer Realisierung des Baus große Teile der Öffentlichkeit erfasst hatte, wurden wir -man stelle sich das bitte bildlich vor- noch mit dem Vorschlag konfrontiert, den gläsernen Aufbau für den Kaispeicher A doch bitteschön ebenerdig am sogenannten Magdeburger Hafen abzustellen, dort wo sich die Stadtplaner das neue Zentrum der HafenCity wünschten....

Dabei wurde meines Erachtens dreierlei übersehen:

Zum einen,

dass es keinen Ort in der HafenCity gab und gibt, der aufgrund seiner wechselvollen Geschichte und seiner exponierten Lage so nachdrücklich nach einer öffentlichen Nutzung verlangte, wie der des Kaispeichers A.

Weiters,

dass kein anderer Ort in der Stadt so bedeutsam an der Nahtstelle zwischen Stadt und Elbe liegt. Er war damit geradezu prädestiniert, die neuerliche Hinwendung der Stadt zum Wasser durch die auf dem Dach des alten Kaispeichers in 37 Meter Höhe gelegene Plaza auch erlebbar zu machen.

Und letztlich,

dass es im Sinne einer geglückten Stadterweiterung darauf ankommt, das Zentrum eines neuen Stadtteils zu beleben, aber ebenso darauf, diesen mit der -in unserem Falle-

nördlich gelegenen Stadt zu verbinden, was nicht zuletzt schon durch den weithin sichtbaren Eingriff in die städtische Skyline erlebbar wird.

Alles Desiderate, die die Elbphilharmonie bestens erfüllen konnte. Deshalb war es so wichtig, sich trotz des behördlichen Widerstands nicht davon abbringen zu lassen, für das Vorhaben zu werben.

Tatsächlich geschah nach der offiziellen Präsentation des Projektes am 26. Juni 2003 zusammen mit Pierre de Meuron und der folgenden Berichterstattung in der Presse (der „Stern“ titelte gar „Ufo an der Elbe“) etwas ganz Ungewöhnliches: die Bürger fingen an, sich für das Vorhaben einzusetzen.

- die Kulturressorts der Lokalpresse berichteten ausführlich und fortlaufend über das Vorhaben. Befand die Chefredaktion einer wichtigen Lokalzeitung, „nun sei es aber genug“, sprachen sich die Kulturredakteure insgeheim untereinander ab und stellten so sicher, dass in anderen Zeitungen das Thema forciert weiter behandelt wurde, wodurch vorgenannte Chefredaktion umdenken musste, wollte man das Thema nicht an die Konkurrenz verlieren...
- Auf Initiative ihres Kollegen Jan Störmer entschlossen sich 13 namhafte Hamburger Architekten, Ihre Unterschrift unter einen offenen Brief an den damaligen Ersten Bürgermeister der Hansestadt, Ole von Beust, zu setzen. Darin forderten sie eine Realisierung des Vorhabens, ein Umstand, der in der Senatskanzlei aufhorchen liess, hatte man doch nie davon gehört, dass sich Architekten vehement für das Vorhaben auswärtiger Kollegen einsetzen, erst recht nicht, wenn es um die Planung eines Baus mit öffentlicher Funktion geht und dazu kein Ideenwettbewerb stattgefunden hatte.
- Die Architektenschaft in Form des Bundes Deutscher Architekten Hamburg und des Architektur Centrum Hamburg organisierten eine stark besuchte Veranstaltung, in der nicht nur der Architekt Jacques Herzog für das Vorhaben warb, sondern auch Musiker wie der Komponist und frühere Intendant der Hamburgischen Staatsoper, Peter Ruzicka, oder der Pianist und Dirigent Christoph Eschenbach.
- In einer Anhörung vor dem kombinierten Kultur- und Finanzausschuß der Bürgerschaft antwortete der Dirigent Christoph von Dohnanyi auf die etwas schnippische Frage, ob es in Hamburg überhaupt einen Bedarf für einen zweiten Konzertsaal gäbe, wo doch in der alten Laieszhalle des öfteren vor halbleeren Saal

gespielt würde, ebenso schnippisch wie überzeugend mit der Gegenfrage: „Hat es einen Bedarf für Beethovens Fünfte Sinfonie gegeben oder für Coca Cola?“

- Ich weiß von mehreren namhaften Bürgern, die sich an den Schreibtisch setzten und vom Ersten Bürgermeister eine Realisierung des Vorhabens forderten. Andere schritten zur Tat, griffen in Ihre Schatullen und sagten für den Fall der Projektrealisation großzügige Spenden zu: Das Ehepaar Hannelore und Helmut Greve alleine 30 Millionen Euro, Michael Otto und seine Frau Sabine 10 Millionen Euro, die Reemstma-Stiftung weitere 10 Millionen Euro. Der Unternehmer Peter Möhrle übernahm die Kosten für den Bau der neuen Orgel, weitere spendeten namhafte Beträge und viele beteiligten sich mit kleineren Spenden in Form von Patenschaften für Stühle im großen Konzertsaal oder für Treppenstufen auf dem Weg von der Plaza in die Konzertsaalfoyers (und wer von Ihnen schon in der Elbphilharmonie war, weiß, davon gibt es reichlich...).
- Die Körber-Stiftung richtete noch während der Bauphase einen mehrere Millionen Euro umfassenden „Fonds ZukunftsMusik“ ein, um die Musikvermittlung für Jugendliche zu fördern, der Unternehmer Klaus-Michael Kühne finanziert aufwendige Konzertreihen oder das schon in Erwartung der Fertigstellung des Neubaus ins Leben gerufene Internationale Hamburger Musikfest, das nun zum dritten Mal und damit jährlich stattfinden soll.
- Insgesamt spendeten ca. 11.000 Privatpersonen für den Bau der Elbphilharmonie insgesamt ca. 68 Millionen Euro.
- Und nun, da sie dasteht und nicht nur in die Stadt sondern im wahrsten Sinne des Wortes in die Welt wirkt, wird sie auch für große Unternehmen interessant, die sich durch großzügiges Sponsoring ein Stück weit im Glanz dieser Einrichtung mitsonnen können.

Unser Kalkül sollte sich als richtig erweisen: keiner der Vorabinformierten hat sich nach der offiziellen Projekt-Präsentation gegen das Projekt ausgesprochen. Sie wurden vielmehr in der sich anschließenden kontinuierlichen Berichterstattung in den Hamburger Medien zu Fürsprechern des Vorhabens und haben so einen ganz wesentlichen Beitrag dazu geleistet, es über die ersten wichtigen Hürden zu bugsieren.

Dass es die nächsten Hürden nehmen konnte, hängt sicher auch mit damaligen Besonderheiten der Situation in Hamburg zusammen: es hatte frühere Versuche gegeben, ein neues Konzerthaus zu schaffen, die -obschon erfolglos- das Feld bereitet

hatten. Es gab die Planungen für die HafenCity mit ihrer Aufbruchstimmung, es gab nach 44 durchgehenden Jahren SPD-Regierung zum erstenmal wieder einen CDU-geführten Senat, der sich profilieren wollte. Das vom neuen Senat propagierte Leitbild der „Wachsenden Stadt“, das nicht nur quantitativ sondern auch qualitativ verstanden werden wollte, war ebenso hilfreich wie -nicht zuletzt- der schleppende Gewerbeimmobilienmarkt, der das bisherige Flugschiff der HafenCity-Entwicklung, den „MediaCityPort“, auf Grund hatte laufen lassen.

So wurde unser Projekt allmählich zu einem Projekt der Stadt, dessen Weiterverfolgung in der letzten Bürgerschaftssitzung im Dezember 2003 parteiübergreifend ohne eine einzige Gegenstimme beschlossen wurde. (Zur Erinnerung: im Februar 2004 gab es Neuwahlen nach dem Zerwürfnis zwischen Ole von Beust und Ronald Schill).

Nachdem die CDU im Februar 2004 die absolute Mehrheit errungen hatte, wurde auf unser Drängen hin ein städtischer Projektkoordinator berufen, dessen Aufgabe die Koordination der städtischen Belange und eine zügige Beschlußfassung auf Seiten der Stadt sein sollte: leider nur unsere Sicht der Dinge, wie sich bald herausstellen sollte.

Denn die Regierenden der Stadt waren nun selbst derartig enthusiastisch, dass man beschlossen hatte, das Vorhaben ohne die Initiatoren zu realisieren. Das wollten wir zuerst nicht wahrhaben, hatten wir doch im Herbst 2003 mit Dieter Becken einen namhaften Hamburger Projektentwickler und finanzkräftigen Investor als Partner gewinnen können, der gerade ein anderes städtisches Gebäude, das neue Hamburger Polizeipräsidium, drei Wochen vor Termin übergeben hatte und das noch 15 Millionen DM unter Budget.

Lassen sie es mich kurz fassen: von da an wurde es für uns extrem ungemütlich. Die Leistung eines Projektentwicklers, anders als die durch das Urheberrecht geschützte Architektenleistung, lässt sich nicht schützen. Und so wurden wir langsam aus dem Projekt gedrängt. Plötzlich sprachen Vertreter der Stadt von einer „Zwangsehe“, die die Stadt nicht eingehen werde. Dann erklärte man uns, die Stadt könne uns das Grundstück des Kaispeichers A, für das sie im Gegenzug den schlüsselfertigen Konzerthausbereich erhalten sollte, nicht zur Verfügung stellen. Versuchen Sie mal, ohne hypothekarische Sicherung auf einem Grundstück eine Baufinanzierung zu bekommen....

So nahm die tragische Entwicklung, die später zu immer wiederkehrenden enormen Kostensteigerungen und Terminverschiebungen, ja sogar bis zu einem einjährigen Bau-stopp führten, ihren verhängnisvollen Lauf, ohne dass wir etwas dagegen unternehmen konnten.

Uns blieb zu guter Letzt nichts anderes mehr übrig als das Heft aus der Hand zu geben und in einem letzten Akt der Vorsorge die Stellung der Architekten, mit denen übrigens wir einen exklusiven Vertrag hatten, und die für uns die einzigen Garanten eines qualitativvollen Baus waren, zu stärken, indem wir sie zu Generalplanern machten. Und dies erlaubte uns zudem als weiteres Abschiedsgeschenk an unser Vorhaben, die wichtigsten Fachplaner mit den Architekten gemeinsam auszusuchen, namentlich den Raumakustiker Yasuhisa Toyota und die Tragwerksplaner.

Dies ist wohl der richtige Zeitpunkt, jedem, der sich als Bürger für eine bessere Entwicklung seiner Stadt einsetzt, den persönlich gemeinten Rat mit auf den Weg zu geben: rechnen Sie nicht damit, dass Ihnen jemand seitens der Politik für Ihr Engagement dankt. Im Gegenteil: stellen Sie sich auf Gegenwehr ein bis hin zu persönlichen Angriffen, die sich selbst sachlichen Argumenten verschliessen, einfach, weil man sich zuständigkeitshalber im Recht wähnt, und der engagierte Bürger von manch einem in der Verwaltungshierarchie als Störenfried ohne Befugnis wahrgenommen wird.

Solche Abwehrkräfte, die Sie hier in Stuttgart ja durchaus auch kennen, sind denn für so manche Probleme der Elbphilharmonie verantwortlich:

So ist, um ein Beispiel zu nennen, die verkehrstechnische Anbindung der Elbphilharmonie geradezu lachhaft. Eine großzügigere Vorfahrt wurde dadurch vereitelt, dass das Grundstück unmittelbar vor dem Eingang der Elbphilharmonie noch nach der Entscheidung des Senats, das Vorhaben weiter zu verfolgen, von der städtischen HafenCity GmbH (im Übrigen diejenige, die uns die Präsentation des Vorhabens im Stadtmodell verweigert hatte), zwecks Erstellung eines Bürobaus veräußert wurde. Nun gibt es tagtäglich nach den Konzerten ein wahres Verkehrschaos und sind sie darauf angewiesen, ein Taxi zu nutzen, brauchen sie -im Freien und im Regen stehend- einen sehr direkten Draht zu Fortuna.

Normalerweise hätte man eine leistungsstarke Anbindung zum öffentlichen Personen-Nahverkehr, z.B. zu einer U-Bahn-Station vorgesehen. Unmittelbar beim Eingang der Elbphilharmonie gibt es aber nur einen Notausgang für die Neubaustrecke der U-Bahn-Linie 4, die nun unmittelbar an und unter der Elbphilharmonie vorbeifährt.

Sie haben sich eben nicht verhört. Während die Stadt die neue U-Bahn-Linie plante und bereits beschlossen hatte, die Elbphilharmonie zu realisieren, hat der Hamburger Verkehrsverbund entschieden, dass der Bau einer Haltestelle „Elbphilharmonie“ unrentabel sei. Denn die Fahrgastprognose des Verkehrsverbundes behauptete unwidersprochen, dass maximal 400 Personen am Tag so eine Haltestelle in Anspruch

nehmen würden. Diese Prognose wird wohl als Schildbürgerstreich in die Stadtgeschichte eingehen. Wenn Sie bedenken, dass im ersten Jahr seit der Eröffnung der Plaza bereits mehr als 4,2 Millionen Menschen die Elbphilharmonie besucht haben, und dies -wie man leider sagen muß- bei widrigstem Wetter, so kann man getrost davon ausgehen, dass die Fahrgastzahlen eher das Zehn- bis Fünfzehnfache der Prognose betragen hätten, wenn es denn eine Haltestelle für die Elbphilharmonie gäbe.

Das kann auch die teilweise Umbenennung der in etwa 400 Meter Entfernung gelegenen Baumwoll-Haltestelle der U3 in „Elbphilharmonie“ nicht wettmachen, da man beim Abschreiten dieser Distanz im Windkanal der Elbe bei dem üblichen Hamburger „Schiet-Wetter“ extrem viel widerstandsorientierte Energie benötigt.

So kann man sich manchmal des Eindruckes nicht erwehren, dass während Einige am Gelingen von Stadtentwicklung mitwirken, Andere das Mißlingen gestalten.

Moderne Stadtplanung muß wie nie zuvor vorausschauend sein. Das allgemeine Bewußtsein für die Wirkungen des städtebaulichen Rahmens auf unser gesellschaftliches Zusammenleben ist in den letzten Jahrzehnten enorm gewachsen. Und damit die Ansprüche. Dies ist nach meinem Verständnis ja auch der Auslöser für die Initiative von Aufbruch Stuttgart.

Städte sind umbaute Räume, bauliche Zusammenhänge und pulsierende Sozialgebilde. Die Stadtplanung gehört unter die komplexen Disziplinen mit vielen sich überschneidenden Teilbereichen. Sie hat idealerweise die demographischen Strömungs- und Vielfaltsverhältnisse im Blick, die wirtschaftlichen Dynamiken sowie den Umweltschutz, die akuten oder entstehenden sozialen Konfliktzonen, und natürlich die verschiedenen Topographien der Stadt samt ihrer Geschichte.

Es geht auch um Identität, um Identitätsstiftung. Darum, wie der Bürger sich mit seiner Stadt identifizieren kann.

Und vielleicht ist die so unglaublich schnelle gemeinschaftsbildende Wirkung der Elbphilharmonie auch ein Stück weit darauf zurückzuführen, dass sich so viele Bürger für ihre Realisierung eingesetzt und während der mühsamen, langwierigen Bauzeit (mit)gelitten haben.

Es geht auch um Geschichte.

Jede gelungene Stadtentwicklung sollte auf die lokalen und regionalen Gegebenheiten Rücksicht nehmen und an die historischen Besonderheiten anknüpfen und sie weiterdenken. Deshalb war es für uns so wichtig, den Kaispeicher A zu erhalten und einer neuen öffentlichen Nutzung zuzuführen.

Wir wollten, dass man auf dem Weg zur Plaza und ins Konzert den alten Speicher mit seinen Pilzdecken und großen Geschoßhöhen erlebt und so die heutige neue Nutzung mit der alten historischen Lagernutzung verknüpft. In dieser Hinsicht ist es -trotz langanhaltendem Widerstands der Architekten- anders gekommen. Und zwar deswegen, weil die Stadt Hamburg schon kurz nach unserer Verdrängung aus dem Projekt vollkommen unnötiger- und unsinnigerweise dessen Geschoßfläche um satte 43% vergrößerte. Damit war unsere Grundannahme, dem Speicher nur soviel Lasten aufzuladen wie er zuvor in seinem Inneren getragen hatte, aufgegeben, und damit der Speicher zur Entkernung verdammt. Was wir heute vor Augen haben ist leider eine kostspielige Attrappe eines alten Speichers, von dem nur noch eine furnierartige alte Backsteinmauer erhalten geblieben ist, die einen kompletten Neubau umhüllt.

Das Wunderbare, was unsere Städte ausmacht, ist ihre Individualität. Es gibt keine einheitliche Matrix, die beliebig über sie gelegt werden kann. Hamburg war früher eines der wichtigsten Musikzentren Deutschlands, ein Rang, den die Stadt nach dem Krieg (mit Ausnahme der Ära Liebermann an der Staatsoper) immer mehr an andere deutsche Städte abgab. Noch vor wenigen Jahren investierte die Stadt nicht einen Cent in die Förderung eines anspruchsvollen Musikprogramms in ihrem einzigen großen Konzertsaal, der Laeiszhalle. Erst um die Jahrtausendwende wurden nach langwierigen Verhandlungen gerade mal 17.000 Euro (damals noch 35.000 DM) jährlicher städtischer Förderung zugesagt.

Hier ein Umdenken bewirkt zu haben, ist an sich schon ein Verdienst der Elbphilharmonie. Doch um eine musikalische Tradition wiederzubeleben, dazu braucht es mehr und es bleibt abzuwarten, ob Hamburgs Anspruch, wieder zur Musikstadt zu werden, tatsächlich eingelöst werden wird. Die Zeichen stehen gut.

Ein wichtiger Baustein auf dem Weg zu diesem Ziel ging verloren, was wir außerordentlich bedauern: dort, wo Werner Kallmorgen an der westlichen Schmalseite des Speichers eine große Fensteröffnung gestaltet hat (die er dem österreichischen Architekten Adolf Loos widmete), sollte eine Hafenarbeiterkantine entstehen, die jedoch nie realisiert wurde.

In diesen Räumen sollte nach unserer Vorstellung eine „geistige Hafenarbeiterkantine“ entstehen, Räume für die kulturelle Off-Szene, gewissermassen für den notwendigen

experimentellen kulturellen (und nicht nur musikalischen) Humus im Bauch der Elbphilharmonie. Finanziert werden sollte deren Programm aus den erwarteten hohen Erlösen der Film- und Fotorechte der Elbphilharmonie, die in eine eigens für diesen Zweck gegründete Stiftung fließen sollten.

Diese Gedanken hin zu einem wirklichen „Haus für Alle“ wurden nach unserem Ausscheiden leider schnell beiseite geschoben. Geblieben ist allerdings die für alle kostenlos zugängliche Plaza-Ebene zwischen dem steinernen Speicher und dem gläsernen Aufbau, auf der sich heute aber -statt eines lebendigen Café-Bistros- die große Lobby des Westin-Hotels befindet, wodurch die Wirkung der Plaza als öffentlicher, städtischer Raum stark beeinträchtigt wurde.

Für Sie hier in Stuttgart, die Sie sich als Verein „Aufbruch Stuttgart“ das Ziel gesetzt haben, eine lärmende, die Luft verpestende Verkehrsschneise inmitten Ihrer wichtigsten Kulturstätten wieder zu einem für die Bürger erlebbaren Stadtraum zu machen, ist folgende Anregung wichtig: Das richtige Thema zur rechten Zeit, ein prosperierendes wirtschaftliches Umfeld und eine wache, engagierte Bürgergesellschaft, die es versteht, die gewählten Repräsentanten der Exekutive -mit Verständnis für deren Wunsch nach Selbstdarstellung- für das Vorhaben einzunehmen, können viel bewegen.

Wenn Stadtentwicklung im Blick behält, kulturelle Brennpunkte, Versamlungs- und Begegnungsorte mit grösstmöglicher Durchmischung zu bilden, müssen wir um unsere Gesellschaft und unsere Städte nicht fürchten. Die Elbphilharmonie ist so ein Ort. Und das Kulturviertel rund um Ihre Staatsgalerie, Ihr Staatstheater, Ihr Haus der Geschichte und Ihre Landesbibliothek könnte dies für die Stadt Stuttgart und ihre Bewohner ebenso gut bieten, wenn, ja wenn der Raum zwischen diesen identitätsstiftenden Einrichtungen für die Bürger einladend und damit erlebbar würde.

Ich wünsche dem Verein „Aufbruch Stuttgart“ und damit der Stadt Stuttgart den verdienten Erfolg und danke für Ihre Aufmerksamkeit.